

Davide Giuriato Kinder retten

Biopolitik in Stifters Erzählung *Der Waldgänger*

DOI 10.1515/iasl-2015-0022

Abstract: Published in 1846, *Der Waldgänger* is the text in Stifter's work that not only explores the figure of the child programmatically but does so with a deeply disturbing radicalness. This is nothing less than a key text, allowing an analytical approach to various aspects of the problematic of childhood. Up until now, it has not been taken into account that, with the motif of childlessness, *Der Waldgänger* relates to sociopolitical challenges of the time. In specific, the considerations of procreation and reproduction link into modern biopower discourse and practice (M. Foucault). Stifter thus champions a politics of saving children that had begun to emerge at the end of the 18th century.

1

Adalbert Stifters 1846 im *Iris*-Almanach erschienene Erzählung *Der Waldgänger*, die immer wieder als stark autobiographisch eingestuft wird, ist von der zeitgenössischen Kritik aus formalen und inhaltlichen Gründen ungewöhnlich heftig kritisiert worden.¹ Zum einen sei das Verhältnis der einzelnen Teile derart disparat, dass die Geduld der Leser übermäßig strapaziert werde. Zum anderen seien die verhandelten Themen im besten Fall dunkel und rätselhaft – von manchen Lesern ist der Text sogar als moralisch abwegig und abstrus weggelegt worden.² Es muss offen bleiben, ob Stifter die Erzählung wegen des mangelnden Erfolgs weder in die Sammlung der *Studien* noch der *Bunten Steine* aufgenommen hat. Ebenso kann nicht geklärt werden, ob die Ablehnung durch die zeitgenössische Rezeption dazu geführt hat, dass der Text bis heute eher stiefmütterlich behandelt

1 Vgl. Mathias Mayer: Adalbert Stifter. Erzählen als Erkennen. Stuttgart: Reclam 2001, S. 193–197.

2 Vgl. Moriz Enzinger: Adalbert Stifter im Urteil seiner Zeit. Wien: Hermann Böhlaus Nachf. 1968, S. 88–90.

Kontaktperson: Prof. Dr. Davide Giuriato, Universität Zürich, Neuere deutsche Literaturwissenschaft, Deutsches Seminar, Schönberggasse 9, CH-8001 Zürich,
E-Mail: davide.giuriato@ds.uzh.ch

wird.³ Ein Grund dafür könnte im Sachverhalt liegen, dass Stifters literarische Darstellung von Kindheit in der Forschung erstaunlich wenig Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat.⁴ Dagegen soll der *Waldgänger* durch die nachfolgenden Ausführungen als derjenige Text in Stifters Werk beleuchtet werden, der sich diesem Thema nicht nur in fast programmatischer Art und Weise, sondern auch mit zutiefst verstörender Radikalität widmet. Er stellt nicht weniger als einen Schlüsseltext dar, der einen analytischen Zugang zu mehreren Aspekten der Kindheitsproblematik erlaubt. Denn Stifter exponiert mit dieser Erzählung erstmals ein Thema, das in späteren Texten des Öfteren wiederkehrt. Im Wesentlichen stellt *Der Waldgänger* vier Punkte zur Debatte, die erstens eine narratologische, zweitens eine pädagogische, drittens eine poetologische und viertens eine politische Perspektive eröffnen. Zum Zweck einer stichhaltigen Gliederung von Stifters vielschichtiger Darstellung sind diese Aspekte vorweg abzustecken, bevor im anschließenden Hauptteil am Leitfaden einer genauen Textlektüre der argumentative Nachweis für die eingangs formulierten Thesen geführt wird.

Erstens wird die frühe Lebensphase durch die verschachtelte Struktur der Erzählung als eine vorweltliche Zeit abgerückt. Dieser Umstand zeigt sich schon daran, dass der anonyme Ich-Erzähler beim Rückblick auf seine ersten Lebensjahre über seine eigene Kindheit weitgehend schweigt und stattdessen die Geschichte vom merkwürdigen Waldgänger wiedergibt. Vor allem aber werden die frühen Erinnerungen ins Zeichen einer temporalen Diskontinuität gesetzt, indem die Erzählung fortschreitend auf immer weiter in der Vergangenheit liegende Ereignisse zurückgeht und den narrativen Zusammenhang durch den Einschub nachgetragener Vorgeschichten mehrfach hart unterbricht.⁵ Durch

³ Neben vergleichsweise wenigen Aufsätzen älteren Datums bildet die ausführliche, in analytischem Scharfsinn jedoch sparsame Studie von Aron Ronald Bodenheimer eine Ausnahme: *Der Waldgänger*. Wenn die Melancholie dichtet. Wien: Passagen 1993. Dass die Erzählung „ins Innerste von Stifters Werk“ weist, ahnt bereits der frühe Beitrag von Walter Rehm: Stifters Erzählung „Der Waldgänger“ als Dichtung der Reue. In: W.R.: Begegnungen und Probleme. Studien zur deutschen Literaturgeschichte. Bern: Francke 1957, S. 317–345, hier S. 317.

⁴ Erstaunlicherweise wird *Der Waldgänger* selbst dort ignoriert, wo Stifters literarische Inszenierung von Kindheit ausführlich zur Darstellung kommt, wie in der psychoanalytisch interessierten Arbeit von Beatrice Mall-Grob: *Fiktion des Anfangs. Literarische Kindheitsmodelle bei Jean Paul und Adalbert Stifter*. Stuttgart/Weimar: Metzler 1999. Vgl. hingegen die poetologisch am Phänomen der Kindersprache orientierte *Waldgänger*-Lektüre bei Eva Geulen: *Worthörig wider Willen. Darstellungsproblematik und Sprachreflexion in der Prosa Adalbert Stifters*. München: iudicium 1992, S. 130–136.

⁵ Zur Formgeschichte der nachgetragenen Vorgeschichte allgemein vgl. Cornelia Zumbusch: *Nachgetragene Ursprünge. Vorgeschichten im Bildungsroman (Wieland, Goethe und Stifter)*. In: *Poetica* 43 (2011), S. 267–299.

diese komplexe Anlage wird nicht nur die Erfahrung zum Ausdruck gebracht, dass sich die literarische Erinnerungsarbeit an eine schwer zugängliche Vorzeit herantastet. Die formalen Grundzüge des Textes stellen auch ein Unzeitgemäßes der Kindheit heraus, die ohne jeden Anstrich einer nostalgischen Sentimentalität auf eine vorsymbolische Sphäre vor aller Kultur verweist. Der Blick in die Kindheit ist bei Stifter ein Blick in eine andere, fremde Welt.⁶

Zweitens reflektiert die Erzählung die infantile Natur nach Maßgabe anthropologischer und pädagogischer Fragen, mit denen Stifter aufklärerisches Denken aufgreift. Die Hauptfigur des einsamen Waldgängers Georg, der sich im ersten Teil des Textes als Mentor um einen am Rande der Zivilisation aufwachsenden Hegerknaben kümmert und mit dem Einverständnis der leiblichen Eltern dessen Erziehung übernimmt, führt die Tradition eines im 18. Jahrhundert aufkommenen Interesses an wilden Kindern fort.⁷ Doch so sehr Stifter die Neugier an der Perfektibilität des Menschen teilt – die Erzählung tadelt weder die unzivilisierten Verhaltensweisen des Unmündigen im Stil der aufgeklärten Pädagogik, noch soll ein anthropologischer Beweis für die Bildbarkeit des Menschen erbracht werden. Weil der Text das weitere Schicksal des Bauernjungen und damit den Ausgang des Bildungsprozesses markant ausblendet, rückt die Aufmerksamkeit für eine Phase des Übergangs in den Vordergrund. Der Hegerknabe, der die Hürde zur kulturellen Ordnung, wenn überhaupt, so nur mühsam meistert, wird als eine Schwellenfigur profiliert, die einen genuin infantilen Bereich *zwischen* Natur und Kultur, *zwischen* Tier und Mensch, *zwischen* Sprache und Nicht-Sprache besetzt.⁸ Stifter fokussiert weder einen ursprünglichen Naturzustand nach der Art Rousse-

6 In diesem Sinn kennzeichnet Stifters später autobiographischer Entwurf *Mein Leben* die Zeit der Kindheit als eine dunkle Sphäre vor allen Unterscheidungen – eine „Finsternis des Nichts“, die mit Begriffen nicht zu fassen ist: „Weit zurück in dem leeren Nichts ist etwas wie Wonne und Entzücken, das gewaltig fassend fast vernichtend in mein Wesen drang und dem nichts mehr in meinem künftigen Leben glich. Die Merkmale, die festgehalten wurden, sind: Es war Glanz, es war Gewühl, es war unten. Dies muß sehr früh gewesen sein; denn mir ist, als liege eine sehr weite Finsternis des Nichts um das Ding herum“ (Adalbert Stifter: *Mein Leben* [Nachlaßblätter]. In: A.S.: *Gesammelte Werke* in 14 Bänden. Hg. von Konrad Steffen. Basel/Stuttgart: Birkhäuser 1972, Bd. 14, S. 116–121, hier S. 117).

7 Vgl. Lucien Malson u.a.: *Die wilden Kinder*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1972; Nicolas Pethes: *Zöglinge der Natur. Der literarische Menschenversuch des 18. Jahrhunderts*. Göttingen: Wallstein 2007, S. 62–121.

8 Vgl. Stifters Bestimmung aus der Schrift *Persönliche Rechte*: „Also sind nur Menschen Personen. Alles unterhalb des Menschen ist ein Ding oder eine Sache [...]. Aber ist der Mensch zu jeder Zeit eine Person, und woran erkennt man die Persönlichkeit? Nicht zu jeder Zeit ist der Mensch eine Person, denn nicht immer hat er seinen freien Willen. Kinder haben bis in ein gewisses Alter keinen menschlichen Willen, sondern mehr ein thierisches Begehren“ (Adalbert Stifter: *Schriften zu Politik und Bildung*. In: A.S.: *Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe*. Hg. von

aus noch eine utopisch-paradiesische Daseinsform im Sinne der frühen Romantiker. Vielmehr ziehen Kinder die Aufmerksamkeit im schwierigen *Prozess* der Sozialisation auf sich, der bei Stifter grundsätzlich ergebnisoffen ist.⁹

Drittens verdichtet sich der Blick auf die Schwelle zur symbolischen Ordnung in der bemerkenswerten Gewichtung des kindlichen Sprachempfindens. *Der Waldgänger* macht Erziehung vorrangig als Unterricht im korrekten Sprachgebrauch kenntlich. Zeichnet sich der Hegerknabe anfänglich durch ein unmittelbares Verhältnis zu Wörtern aus, die noch keine Differenz zur Wirklichkeit kennen, fällt der Eintritt in die Welt der Kultur nachfolgend mit der Annahme eines rational organisierten Zeichensystems zusammen. Erwachsenwerden bedeutet demgemäß, Sprache und Realität so zu unterscheiden, dass ein klarer Bezug zwischen ihnen hergestellt werden kann. Jedoch wertet Stifter die linguistische Inkompetenz des Kindes nicht einseitig als defizitär ab. Wie spätere Erzählungen ausführen, erweist sich der vorsymbolische und bisweilen pathologisierte Umgang mit dem Wortmaterial nämlich als poetologisch relevant für Stifters Werk. In *Turmalin* oder *Der Waldbrunnen* etwa wird der Fokus auf die eigentümliche Sprache des Hegerknaben aufgegriffen und ausdrücklich mit Fragen der Dichtung verknüpft.¹⁰ Gleichsam erkundet Stifter an der Figur des Kindes eine Art Archäologie poetischen Sprechens. Indem er mit ebenso wachem wie unverklärtem Augenmerk eine amimetische und – der etymologischen Bedeutung von *in-fantil* folgend – ‚nicht-sagende‘ Dimension der kindlichen Rede hervorhebt, setzt er sich mit der klassisch-romantischen Tradition auseinander, die das poetologische Verhältnis von Kindheit und Literatur immer wieder in der idealisierten Vorstellung vom ursprünglich dichterischen Wort des Kindes begründet hat.¹¹ Bei Stifter kündigt die infantile Sprache indes kein Paradies der Poesie an, sondern stellt eine verstörende, weil asoziale Dimension des Redens heraus.

Die Frage nach der Integrierbarkeit von Kindern im Wirkungsfeld von Sprache und Kultur besitzt schließlich viertens einen politischen Rahmen, der über die gesellschaftliche Brisanz pädagogischer Programme hinausgeht und das Leben der Sprösslinge in einem existentiellen Sinn betrifft. Die Forschung hat bis-

Alfred Doppler und Wolfgang Frühwald, seit 2001 von Alfred Doppler und Hartmut Laufhütte. Bd. 8/2. Hg. von Werner H. Bauer. Stuttgart: Kohlhammer 2010, S. 251).

⁹ Wie Nicolas Pethes festhält, zeichnen sich auch die verschiedenen gelagerten Sozialisationsgeschichten *Turmalin* und *Kzensilber* – liest man sie im Kontext einer experimentellen Pädagogik und Wissenschaft vom Menschen – durch das fehlende „Versuchsergebnis“ aus (vgl. Pethes: *Zöglinge der Natur* (Anm. 7), S. 386).

¹⁰ Vgl. Eva Geulen: Adalbert Stifters Kinder-Kunst. Drei Fallstudien. In: *Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* (DVjs) 67 (1993), S. 648–668.

¹¹ Vgl. Friedrich A. Kittler/Gerhard Kaiser: *Dichtung als Sozialisationsspiel*. Studien zu Goethe und Gottfried Keller. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1978.

lang nicht berücksichtigt, dass *Der Waldgänger* mit dem im zweiten Teil der Erzählung dominierenden Motiv der Kinderlosigkeit, das durch den biographischen Hinweis auf die Unfruchtbarkeit von Stifters Ehe nur vordergründig erfasst ist, die Frage nach der Erziehung mit sozialpolitischen Anforderungen der Zeit ins Verhältnis setzt. Dieser Diskurs kommt am Höhepunkt der Handlung zu Wort, als die tragische Scheidung von Georg und Elisabeth in einem ebenso raumgreifenden wie zentralen Gespräch durch die Sterilität der Ehe legitimiert wird. Wie die zeitgenössische Rezeption nicht ohne Entsetzen festgestellt hat, bringt *Der Waldgänger* dadurch eine anstößige Entweihung von Konzepten ins Spiel, die mit Bezug auf die ‚Familie‘ traditionell metaphysisch codiert sind.¹² Doch ist dabei vergessen gegangen, dass Stifters Erzählung aktuelle Umwandlungen in der Sozialpolitik des 19. Jahrhunderts aufnimmt. Was ist eine Familie? Was ist Leben? Was ist ein Kind? Das sind grundlegende Fragen, die nicht nur im literarischen Text neu debattiert werden. Im Zuge der biopolitischen Moderne, wie sie sich Michel Foucault zufolge mit dem Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert herausbildet und etabliert, rückt die Sorge um das physische Dasein der Bevölkerung ins Zentrum des politischen Denkens, und es greift zugleich eine rigorose Biologisierung des menschlichen Lebens um sich.¹³ Im selben Maß, wie es dem neuen Machttyp darum geht, die Reproduktion des Volkes zu steigern und zu optimieren, erscheinen Unfruchtbarkeit und Kinderlosigkeit als eine Angelegenheit von erstrangiger Bedeutung, weil dadurch, mit den Worten Stifters aus seiner Schrift über den *Staat*, „die Ernährung und Entwicklung der Volksmenge“ bedroht ist.¹⁴ Im *Waldgänger* wird das Kind somit zum Gegenstand gesellschaftsrelevanter

12 Vgl. die Rezension in *Der Humorist* vom 27. November 1846: „[*Der Waldgänger* ist] die Geschichte eines Menschen [...], der dreizehn Jahre des seligsten Glückes, der herzinnewsten Zufriedenheit mit dem Weibe seiner Seele erlebt, – und welche beide sich dann freiwillig trennen, weil sie kinderlos! Ich finde in dieser Idee ein gewisses unmoralisches Prinzip der Undankbarkeit [...]. Liegt denn in der Ehe nichts mehr, nichts Höheres, nichts Geistigeres, als der Drang, die Welt zu bevölkern? Ist denn die Ehe nicht ein Symbol der göttlichen Weltordnung [...]?“ (zit. nach Enzinger: Adalbert Stifter im Urteil seiner Zeit [Anm. 2], S. 90). Zur Heiligkeit der Familie als kulturellem, bis weit in die Moderne ragendem Stereotyp vgl. Albrecht Koschorke: *Die Heilige Familie und ihre Folgen*. Frankfurt/M.: S. Fischer 2000.

13 Vgl. Michel Foucault: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1983, S. 161–173, hier S. 163 und 166: „[Die ‚Lebensmacht‘ nimmt] das Leben in ihre Hand [...], um es zu steigern und zu vervielfältigen, um es im einzelnen zu kontrollieren und im gesamten zu regulieren“. „Die Installierung dieser großen doppelgesichtigen – anatomischen und biologischen, individualisierenden und spezifizierenden, auf Körperleistungen und Lebensprozesse bezogenen – Technologie charakterisiert eine Macht, deren höchste Funktion nicht mehr das Töten, sondern die vollständige Durchsetzung des Lebens ist“.

14 Stifter: *Schriften zu Politik und Bildung* (Anm. 8), S. 27.

Überlegungen, die mit dem Thema von Zeugung und Fortpflanzung an den natalistischen Diskurs der Zeit anknüpfen.

Hält man sich an Stifters politisches Bekenntnis, so hat der Staat ein vitales Interesse an der Erziehung der Kinder:

Das menschliche Geschlecht muß bestehen, darum muß es sich auch seine Mitglieder bilden. Der Staat setzt daher seine Anstalten zur Bildung und Erziehung der Jugend ein, und wenn er den Zweck hat, die Wohlfahrt der Staatsbürger zu befördern, so muß er sie einsetzen [...], und so können wir auf jenen Standpunkt hinkommen, wo wir in strenger Sitte und Kraft das Vaterland unzerstörbar machen.¹⁵

Stifter zufolge legitimiert sich der Bildungsapparat aus keinem höheren Zweck als dem Fortbestand des menschlichen Geschlechts. Dieser Sachverhalt wird nachfolgend zum Anlass genommen, die scheinbar divergenten Teile der *Waldgänger*-Erzählung auf ihren inneren Zusammenhang durchsichtig zu machen. Wie gezeigt werden soll, verfolgen Pädagogik und Sozialpolitik nach Stifter gemeinsam das Ziel, Kinder zu retten – im Einklang mit den Vorgaben moderner Biomacht nicht metaphysisch, sondern leibhaftig.

2

In ihrem ersten Teil beginnt die *Waldgänger*-Erzählung als pädagogische Geschichte von der Kultivierung des wilden Hegerknaben. Nach einer ausführlichen Landschaftsschilderung, die das idyllische, von zivilisatorischen Einschnitten unberührte Naturbild um die Gegend des südböhmischen Friedberg vor Augen führt, beleuchten die Erinnerungen des Erzählers aus der Zeit einer weit entrückten Kindheit die rätselhafte Gestalt des alten Waldgängers. Niemand weiß, woher dieser Mann gekommen ist. Er wird als ein „abgeschlossene[r] und einsame[r]“ Mensch beschrieben, der ohne Herkunft, ohne Familie, ohne Identität und ohne Beruf in Erscheinung tritt.¹⁶ Von der Umgebung setzt er sich dadurch ab, dass er immerwährend der Natur nachgeht und wie ein Nomade durch die Wälder streift. Daher wird er von den ortsansässigen Bauern schlicht ‚Waldgänger‘ genannt – der Erzähler kommentiert diesen Sachverhalt mit dem Hinweis darauf, dass Land-

¹⁵ Stifter: Schriften zu Politik und Bildung (Anm. 8), S. 125.

¹⁶ Adalbert Stifter: *Der Waldgänger*. In: A.S.: Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe. Hg. von Alfred Doppler und Wolfgang Frühwald, seit 2001 von Alfred Doppler und Hartmut Laufhütte. Stuttgart: Kohlhammer 1978 ff. Bd. 3/1: Erzählungen. Hg. von Johannes John und Sibylle von Steinsdorff, 2002, S. 93–201, hier S. 117. Nachfolgend mit der Sigle HKG 3/1 zitiert.

bewohner ebenso wie Kinder die Dinge nach dem gegenständlichsten und greifbarsten Merkmal bezeichnen. Dieses scheinbar naturwüchsige Sprachverständnis wird jedoch mit dem kleinen Jungen der armen Hegersleute konterkariert, der sich von selbst zum Waldgänger gesellt und fortan eine besondere Beziehung zu diesem unterhält.¹⁷ Die wilden Züge des „barfüssig und barhäuptig“ (HKG 3/1, S. 118) auftretenden Knaben verdichten sich in einem sprachlichen Verhalten, das die erste Unterredung mit dem leiblichen Vater beherrscht und die pädagogische Neugier des Waldgängers weckt:

„Was hast Du denn wieder mit dem Holze gebaut, Simi?“, fragte der Vater.

„Hohenfurth“, antwortete der Knabe, der mit den großen blauen Augen zu den zwei Männern hinauf schaute.

„Ihr müßt wissen, daß ich nicht umsonst fragte“, sagte der Vater zu seinem alten Begleiter; „denn der Bube baut lauter Hohenfurth. Wenn er Steine in eine Zeile legt, so ist es Hohenfurth; wenn er die Holzstücke in eine viereckige oder fünfeckige Gestalt zusammen bringt, so ist es Hohenfurth, wenn er unten am Zaune sitzt, und der Hirt von den Kienberghäusern in der Nähe ist, sagt er: ‚Vater, da geht eine Ziege nach Hohenfurth, da geht ein Bock nach Hohenfurth, da schwimmt ein Holz nach Hohenfurth.‘“

„Vielleicht hat ihm Hohenfurth so gefallen, daß er es sich immer merkte“, sagte der Waldgänger.

„Er ist ja noch gar nicht dort gewesen“, antwortete der Heger. (HKG 3/1, S. 120 f.)

Weit davon entfernt, den Hegerknaben als abwegigen Sonderling herabzusetzen,¹⁸ rückt der Erzähler ein sprachliches Charakteristikum in den Vordergrund, das darin besteht, dass das Kind von der Unterscheidung zwischen Wort und Wirklichkeit, zwischen Name und Merkmal, zwischen Zeichen und Bezeichnetem nichts weiß. Die infantile Rede liegt diesen Differenzen voraus, weil der Junge den Ort ‚Hohenfurth‘ außerhalb der Sprache gar nicht kennt. Es geht hier also nicht darum, dass der gängige Bezug der Zeichen spielerisch aufgelöst und zerstört wird, sondern darum, eine präsymbolische Dimension einzufangen, die Stifter später am Schluss seines autobiographischen Fragments mit Bezug auf das

17 „An das immerwährende Herumgehen in den Wäldern gewohnt, kömmt diese Art und Weise auch in die Natur der Kinder, und es fiel niemanden auf, daß der Sohn eines solchen Hegers, ein ganz kleiner Bube, immer mit dem alten Mann, den sie den Waldgänger heißen, herum gehe, und den Eltern des Knaben fiel es auch nicht auf, und sie hatten nichts dagegen“ (HKG 3/1, S. 119).

18 An mehreren Stellen wird hervorgehoben, dass es sich um keinen besonders außergewöhnlichen Jungen handelt: „Er war nicht anders, als gewöhnlich Kinder in jenen Waldgegenden sind, oder vielmehr, er war ärmer, als die meisten dieser Kinder. Ueber den blauen Augen hatte er eine Menge blonder Haare, wie sie überhaupt, man könnte sagen, ohne Ausnahme, die Kinder jener Gegenden haben“ (HKG 3/1, S. 121 f.).

eigene Schreiben aufnimmt.¹⁹ So konzentriert sich die pädagogische Anstrengung des Waldgängers nachfolgend darin, den Hegerknaben in den konventionellen Zusammenhang von Wort und Sache, Name und Merkmal einzuweisen und die infantile Einbildungskraft dem Realitätsprinzip zu unterwerfen.²⁰

Auf den ersten Blick könnte man denken, dass dieses Projekt, das sich ganz entschieden an die Parameter der aufklärerischen Erziehung hält, von Erfolg gekrönt ist. Der Junge lernt Lesen und Schreiben, er lernt beim Spazieren in der Natur die Sprache mit der Realität in einen klaren Bezug zu setzen, er lernt Moose und Steine zu benennen und gleichsam in eine sinnvolle Ordnung zu überführen.²¹ Doch markiert das Ende dieser pädagogischen Geschichte die Frage nach dem tieferen Sinn der Erziehung, den der Text von Anfang an als zweifelhaft zur Debatte stellt.²² Der Knabe, der sich alles bereitwillig angeeignet hat, scheint zuletzt ratlos zu sein, und er hält fest: „[...] warum ist denn eigentlich das Lesen und Schreiben, ich kann es jetzt schon sehr gut, und kann gar nichts damit thun?“ (HKG 3/1, S. 133). Mit dieser Frage steht alles auf dem Spiel, was die Pädagogik des 18. Jahrhunderts gerade am Faszinosum des wilden Kindes beweisen will, nämlich dass die Natur bildbar ist und aus dem unvollkommenen, affektgesteuerten und gewissermaßen tierähnlichen Wesen ein zivilisierter sowie vernünftiger Mensch werden kann. Im Einvernehmen mit dem Pädagogen Stifter verschreibt

19 In *Mein Leben* zitieren die letzten Zeilen die Passage aus dem *Waldgänger*: „Auf diesem Fensterbrette sah ich auch, was draußen vorging, und ich sagte sehr oft: ‚Da geht ein Mann nach Schwarzbach, da fährt ein Mann nach Schwarzbach, da geht ein Weib nach Schwarzbach, da geht ein Hund nach Schwarzbach, da geht eine Gans nach Schwarzbach‘. Auf diesem Fensterbrette legte ich auch Kienspäne ihrer Länge nach aneinander hin, verband sie wohl auch durch Querspäne und sagte: ‚Ich mache Schwarzbach!‘“ (Stifter: *Mein Leben* [Anm. 6], S. 120 f.). Zur poetologischen Relevanz dieser Stelle vgl. Christian Begemann: *Die Welt der Zeichen. Stifter-Lektüren*. Stuttgart: Metzler 1995, S. 95–109; Heinz Drügh: *Ästhetik der Beschreibung. Poetische und kulturelle Energie deskriptiver Texte (1700–2000)*. Tübingen: Francke 2006, S. 241–257.

20 „Sonderbar war es, daß der Bube jetzt, seit er wirklich in dem Kloster unten gewesen war, kein Hohenfurth mehr baute, und auch keine Dinge mehr nach Hohenfurth wandern ließ; war es nun, weil er unterdessen doch älter geworden war [...], oder war es, daß er sah, daß außerhalb Hohenfurth die Welt noch weit fort liege, und dasselbe nicht das Ende der Dinge sei, oder war es endlich, daß sich jetzt das Urbild in ganz bestimmter Gestalt in seine Vorstellung geprägt hatte, und jenen unbestimmten Duft der Einbildungskraft verscheuchte [...]“ (HKG 3/1, S. 125 f.).

21 Vgl. zum therapeutischen Versprechen einer solchen sprachlich vermittelten „Einweisung ins Faktische“: Albrecht Koschorke: *Das buchstabierte Panorama: Zu einer Passage in Stifters Erzählung Granit*. In: *Vierteljahresschrift des Adalbert Stifter-Instituts* 38 (1989), S. 3–13.

22 Vgl. „Im Verlaufe des Sommers [...] sagte der Waldgänger einmal zu dem Heger Raimund [...]: ‚Ich werde euren Knaben lesen und schreiben lehren‘. ‚Wird es ihm nützen?‘ fragte der Heger. ‚Da er auch daneben etwas anderes thut‘, antwortete der Waldgänger, ‚so wird es ihm nicht schaden [...]‘“ (HKG 3/1, S. 126 f.).

sich zwar auch der Waldgänger diesem Projekt, doch lässt die Erzählung auffällig offen, ob der Hegerknabe den vorgezeichneten Weg jemals abschließen wird.²³ Auch die Antwort seines Lehrers lässt in ihrer tautologischen Eigenart manches zu wünschen übrig. Sie lautet: „[Lesen und Schreiben lernst du], damit du in der Zukunft noch mehr lernen könntest, [...] allein das verstehst du jetzt noch nicht“ (HKG 3/1, S. 133). Weil das Kind dieses Unverständnis umgehend bejaht und damit einen tieferen Sinn der Erziehung nicht erfassen kann, steht die pädagogische Geschichte von der Domestizierung des wilden Jungen im Zeichen eines unerfüllten Versprechens.

Bevor die Erzählung den Hegerknaben zuletzt in die weite Welt entlässt und aus den Augen verliert, wird zum Schluss des ersten Teils auf bedeutsame Art und Weise die pädagogische mit einer familienpolitischen Perspektive überkreuzt. Nicht nur hört der Junge allmählich auf, seinen Mentor ‚Vetter‘ zu nennen, und spricht den Lehrer stattdessen, als sei es ein Wortspiel, mit ‚Vater‘ an (HKG 3/1, S. 133). Bildung und Familie werden andererseits auch verschränkt, indem der Waldgänger dem Knaben als letztes Ziel der Erziehung in Aussicht stellt, dass dieser eines Tages einen Brief an die Mutter wird schreiben können. Bedeutsam ist diese Verkoppelung, weil sie einerseits den notwendigen Zusammenschluss von familiärer und außerfamiliärer Erziehung betont und damit StifTERS politisches Verständnis widerspiegelt, das in der Herausbildung von ebenso vernünftig wie frei denkenden Personen die alles entscheidende Grundlage für die Erneuerung der Gesellschaft konzipiert²⁴ und die bürgerliche Familie als Keimzelle der großen Familie namens ‚Staat‘ einstuft.²⁵ Bedeutsam ist die Verbindung aber

23 Ganz im Sinne der Leibniz-Wolffschen Philosophie ist für Stifter Erziehung ebenso wie Aufklärung ein unendlicher, auf ein ideales Ziel ausgerichteter Prozess: „Ich habe gesagt, der beste Standpunkt der Menschen wäre der, wo die klarste Einsicht in alle Dinge und die unerschütterlichste Rechtschaffenheit vorhanden wäre; ich habe ferner gesagt, daß das ein Zustand sei, den man nicht sofort erschaffen könne, daß er aber als letztes Ziel vor unseren Augen stehen und daß wir uns ihm immer mehr annähern sollen. Dieser Zustand wäre der rein menschlichste“ (Stifter: Schriften zu Politik und Bildung [Anm. 8], S. 183).

24 Vgl. Stifter: Schriften zu Politik und Bildung (Anm. 8), S. 176: „Daher müssen wir Vernunft und freien Willen, die uns nur als Keime gegeben werden, ausbilden; es gibt keinen andern Weg zum Glücke der Menschheit, weil Vernunft und freier Wille dem Menschen allein als seine höchsten Eigenschaften gegeben sind, und weil sie immerfort, bis zu einer Gränze, die wir jetzt noch gar nicht zu ahnen vermögen, ausgebildet werden können“.

25 Vgl. Stifter: Schriften zu Politik und Bildung (Anm. 8), S. 120 f.: „Außer der Kirche, der Schule, den Gemeinden und Zünften gibt es noch eine Körperschaft im Staate, die auf Erziehung und Verbesserung der Menschen großen Einfluß hat, die Familie. [...] Der Mann und die Frau vereinigen sich in der größten Liebe, sie vereinigen alle ihre Angelegenheiten, ihre Habe und ihre Zwecke. Aus dieser Vereinigung entspringen Kinder. [...] Daher ist also die Familie, der Inbegriff von Eltern und Kindern, die natürlichste und innigste Körperschaft auf Erden“.

auch, weil der literarische Text über die programmatischen Äußerungen des Autors hinaus Bildung und Erziehung in ein ambivalentes Licht rückt und um eine düstere Diagnose zum Zustand der modernen Familie erweitert. Stifters Optimismus erscheint im Lichte der Erzählung ganz entschieden brüchig. Denn so wie die Schulung des Hegerknaben dazu führt, dass dieser seine Eltern und mit ihnen den Waldgänger auf immer verlässt, so geht die Integration des wilden Jungen im Raum der Kultur mit einer unabwendbaren Desintegration der Familie einher. In diesem Sinn spricht der Mentor zu seinem Zögling:

„Mein Kind“, antwortete ihm der Waldgänger, „du wirst um vieles länger leben, als ich, und du wirst auch früher von mir gehen, als ich sterbe, und als du dann allein fortleben müßtest. Es bleiben ja nicht einmal die eigenen Kinder bei den Eltern, geschweige denn fremde; sondern sie gehen alle fort, um sich die Welt zu erobern, und lassen die Eltern allein zurück, wenn ihnen diese auch alles geopfert, wenn sie ihnen ihr ganzes Glück und das Blut ihres Herzens gegeben hätten. Es wird auch schon so das Gesetz der Natur sein“. (HKG 3/1, S. 137)

Mit diesen Worten antizipiert der Text nicht nur den Ausgang der Geschichte, die nach dem Abschied des Hegerknaben damit ausklingt, dass der Waldgänger wenig später das Dorf verlässt und rätselhafterweise auf Nimmerwiedersehen verschwindet. Sie leiten auch zum politischen Bezugsrahmen der Erzählung über.

Zum Schluss des ersten Kapitels wird eine Figur vorstellig, die vom vermeintlichen Naturgesetz ausgenommen ist und die es genauer zu betrachten lohnt. Die Familie des Abdeckers Adam, die der Waldgänger zusammen mit dem Hegerknaben zuletzt antrifft, steht für den nunmehr unwahrscheinlichen Fall, dass Eltern von ihren Kindern nicht verlassen werden. Erklärt wird dieses Phänomen mit der sozialen Randstellung, denn die Abdecker sind vom Kontakt mit der übrigen Bevölkerung nahezu ausgeschlossen und haben daher keine Möglichkeit, den Kreis der Familie aufzubrechen. Sie sind „lieber daheim bei den Ihrigen [...], und thun, was die Familie seit Jahren her gethan hat“ (HKG 3/1, S. 138). Nicht nur der Name, sondern auch das hohe Alter Adams, der mit siebenundneunzig in Gesellschaft seines dreiundsiebzighährigen Sohnes auf der Bank vor der Hütte sitzt und gleichsam das Bild einer unverbrüchlichen genealogischen Einheit verstärkt, weist jedoch in eine archaisch anmutende Zeit. Der soziale Ausschluss der Abdecker, der ihnen auch den Zugang zu Bildung und öffentlichen Ämtern verwehrt, deutet in eine vormoderne Epoche. Der Stand, der für die Verwertung und Beseitigung von unnützen Tierkadavern zuständig ist, steht nämlich bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts strikt außerhalb des sozialen Gefüges, weil der Beruf als anrüchig und unehrlich gilt. Erst allmählich werden die Abdecker nach 1819 in die Gesellschaft eingeschlossen, indem ihnen zum einen der Eintritt in die Zünfte gewährt und das Gewerbe zum anderen an amtliche sowie polizeiliche

Genehmigungen geknüpft wird.²⁶ Dieser für die moderne Politik repräsentative Wechsel hängt damit zusammen, dass das Recht einen neuen Zugriff auf Körper und Leben installiert. Im Zeitalter der klassischen Souveränität liegt die Rechtlosigkeit der Abdecker darin begründet, dass sie mit dem ‚nackten Leben‘ der Tiere handeln und außerhalb der juridischen Ordnung operieren.²⁷ Zur ökonomischen Optimierung werden die Abdecker und mit ihnen der Gegenstand ihrer Arbeit nachmals in die rechtliche Verbindung integriert, zum einen weil die niedrigen Tätigkeiten nun als funktional betrachtet werden, zum anderen weil auch das nackte Leben als wertvolles Gut anerkannt wird.²⁸ So beleuchtet Stifters Erzählung eine soziale Grenzregion, in der sich die historische Diagnose zum Zustand der modernen Familie mit einer biopolitischen Perspektive verbindet. Das Interesse an der Ausnahme eines intakten Familienbundes, die mit dem desolaten Zustand der aktuellen Verhältnisse kontrastiert und die Regel eines „irreversiblen Verfalls traditionaler Gemeinschaften“ im Zeichen moderner Bildung und Mobilität bezeugt,²⁹ ist durch die Figur des Abdeckers zugleich auf das spannungsvolle Verhältnis von Recht und Leben an der „biologischen Modernitätsschwelle“ gerichtet.³⁰ Damit wird ein Schwerpunkt gesetzt, der den nachfolgenden Abschnitt des Textes bestimmt.

3

Die Biographie des Waldgängers, die im zweiten Kapitel der Erzählung wiedergegeben wird und die den rätselhaften Protagonisten endlich mit einem Namen und einer Herkunft ausstattet, steht von Anfang an unübersehbar unter dem Vorzeichen von Zeugung und Fortpflanzung. Georgs Lebensgeschichte, die weit weg im Norden Deutschlands spielt, wird so eingeführt, dass sie einige Parallelen zu derjenigen des Hegerknaben aufweist. Gemeinsam ist den beiden nicht

²⁶ Vgl. Hermann Haefcke: Handbuch des Abdeckereiwesens [1906]. Oldenburg: Olms 2006.

²⁷ In diesem Sinn spielt der Abdecker noch in Kleists *Michael Kohlhaas* eine entscheidende Rolle für die Selbstverständigung über die Grenzen von Kultur, Recht und Staat; vgl. Davide Giuriato: „Wolf der Wüste“. *Michael Kohlhaas* und die Rettung des Lebens. In: Nicolas Pethes (Hg.): Ausnahmezustand der Literatur. Neue Lektüren zu Heinrich von Kleist. Göttingen: Wallstein 2011, S. 290–306.

²⁸ Vgl. Johannes Lehmann: Im Abgrund der Wut. Zur Kultur- und Literaturgeschichte des Zorns. Freiburg/Br.: Rombach 2012, S. 266–277.

²⁹ Eva Geulen: Stifter-Gänge. In: Axel Gellhaus/Christian Moser/Helmut J. Schneider (Hg.): Kopflandschaften – Landschaftsgänge. Kulturgeschichte und Poetik des Spaziergangs. Köln u. a.: Böhlau 2007, S. 219–231.

³⁰ Foucault: Sexualität und Wahrheit I (Anm. 13), S. 170.

nur, dass sie in zurückgezogene Familien hinein geboren werden. Wie der Erzähler gleich zu Beginn des Abschnitts unterstreicht, sind Georg und der Hegerknabe auch erst „nach lange unfruchtbarer Ehe“ der Eltern zur Welt gekommen, sind also beide die unverhoffte Erfüllung eines lang gehegten Kinderwunsches.³¹ Im Nachhinein erklärt sich das besondere Verhältnis zwischen den beiden dadurch, dass mit Georgs Lebensgeschichte etwas ausgeführt wird, was der Waldgänger offenbar nur in Form einer verschwiegene Sorge um den kleinen Jungen zu vermitteln vermocht hat. Vor allem aber ragt eine Aufmerksamkeit für kinderlose Paare heraus, die sich schon im ersten Teil angekündigt hat, als die Sterilität der Simmibauer erwähnt wird, die nun aber ungleich mehr ins Gewicht fällt, weil sich die ganze Biographie des Waldgängers um die Frage der Fortpflanzung dreht.

Im Unterschied zum Hegerknaben wird Georg in eine gebildete Familie geboren und lebt ein modernes Leben. Die Eltern stammen bezeichnenderweise nicht aus der unberührten Natur, sondern wohnen in einer Gegend, die durch die Rodung der Wälder als Kulturraum ausgewiesen ist. Der Pfarrerssohn wächst zwar abgeschottet von der Außenwelt auf, wird aber mit dem Ziel unterrichtet, dass er standesgemäß das Elternhaus verlässt, „um zu lernen, und gleich seinem Vater etwas zu werden“ (HKG 3/1, S. 145). Ohne erkennbare Anzeichen eines Eigenwillens siedelt Georg in die Universitätsstadt über, studiert Naturwissenschaften, achtet „durch Leibesübungen auf seine Gesundheit“, weil es „ihm aufgetragen worden“ ist (HKG 3/1, S. 146), und versinkt in völliger Einsamkeit, als wenig später die Eltern sterben. Nachdem erzählt wird, dass sein „scheues, abgezogenes“ Wesen etwas „wildes“ bekommt und er als „kühner vereinzelter Mann“ schließlich Baumeister wird, lernt er mit dreißig Jahren die schöne Eleonore Elisabeth Corona kennen (HKG 3/1, S. 151). Die Geschicke dieses Mädchens, die ebenfalls nachgetragen werden, wissen von einer Frau zu berichten, die von den vermögenden Eltern scheidet, um gegen den Willen des Vaters Georg zu ehelichen, und die kraft dieses Schritts als „verödete Größe“ qualifiziert wird (HKG 3/1, S. 165). Das Eheleben dieser beiden Sonderlinge, die als „ein verschlossener Gegensatz zu der ganzen übrigen Welt“ (HKG 3/1, S. 166) auftreten, könnte als glücklich bezeichnet werden, wenn es nicht nach dreizehn Jahren immer noch ohne Kinder geblieben wäre. Den Sachverhalt nimmt Corona zum Anlass, die

31 „Ein ganzes Menschenalter früher, ehe sich das ereignete, was wir oben beschrieben haben, wurde weit entfernt von dem bisherigen Schauplatze einem Elternpaare ein Knäblein geboren, so wie fünf und sechzig Jahre später den Hegerleuten ihr Knabe geboren wurde. Beide Elternpaare hatten das gemein, daß sie nach lange unfruchtbarer Ehe mit diesem Kindersegen erfreut wurden, bei beiden blieb das geborene Kind das einzige und bei beiden war es von der ganzen andern Welt abgeschieden“ (HKG 3/1, S. 141).

Scheidung der Ehe zu verlangen. Doch ehe sie diesen Willen gegen Georg durchsetzt, kommt sie mit einem ausholenden Vortrag zu Wort, der eine erstaunliche Argumentation ausführt:

„Höre mich doch an, Georg, ich habe es dieser Tage her, und wohl manchmal auch früher, sehr reiflich überlegt, und bin mit dem Gedanken nicht eher zu dir gekommen, als bis ich glaubte, daß ich ihn so ausgebildet habe, daß er mir als recht erscheint, und daß ich ihn dir werde auseinander setzen können. Der Mensch lebt nur ein einziges Menschenleben. In demselben soll er vor seinem Gotte den ganzen Kreis menschlicher Pflichten und menschlicher Freuden erfüllen. Das erste ist ja doch immer, daß der Mensch in der vollsten Bedeutung Mensch sei. [...] Du bist es fast, Georg, du hast deinem schönen Drange gefolgt, hast dich aber nie den Menschen verkauft, und bist neben deiner Kunst ein starker, freier, guter Mensch geworden, ein Mensch, der seine Augen auch irgend wo anders hat, als in seinem Berufe: darum habe ich dich gleich so lieb gewonnen – du bist fast ein ganzer Mensch, Georg, außer, wo die Verhältnisse es dir versagen – – aber vielleicht nur so lange als wir selber wollen. Zu einem der ersten, vielleicht zu dem allerersten Rechte und zu der holdesten Pflicht der Menschen gehört es, Kinder zu haben; darum hat Gott die beiden Geschlechter mit solcher Freude an einander gebunden, außer der es nichts freudenreicheres gibt, wenn nicht das Gefühl der Eltern noch süßer sein mag, und die Pflicht derselben noch mehr in das Herz gewachsen; denn wir sehen ja die rohesten Menschen, wenn sie Kinder bekommen haben, alles andere in der Welt bei Seite setzen, und den Kindern dienen – ja in der Gefahr das eigene Leben dahin werfen, um das der Kinder zu retten, so herrlich und allmächtig ist der Trieb, daß das junge Leben fortlebe und das alte vergehe, das das junge hervor gerufen und seinen Zweck erfüllt habe. [...] Es ist eine hohe, eine gewichtige, eine heilige Pflicht, daß der Mensch, der nur das eine Leben hat, es voll anwende, und darin auch die menschlich und göttlich gesetzten Mittel ergreife, die Welt in einem kleinen Theilchen durch seine Kinder fort blühen zu lassen. Darum glaube ich, hat ja unsere Kirche fest gesetzt, daß in ihr die Ehe löslich wird, damit ein mißgeschlungenes Band zu nichte gemacht, und wieder ersetzt werden könne, was gefehlt wurde. [...] Es ist nicht mehr denkbar, daß wir noch den Segen eines Kindes erleben werden. Was wir auch durch unsere Verbindung erreichten, was wir uns auch gegenseitig gegeben haben, ein Zweck, ein hauptsächlichster ist nicht erreicht worden: darum, Georg, ist mein Vorschlag, daß wir uns aus freien Stücken trennen, daß jeder wieder ungebunden sei, und wenn es ihm dünke, ein neues Bündniß eingehen könne, was ihn vielleicht noch mit dem bisher entbehrten Gute belohne. [...] Mir scheint die Handlung nicht bloß erlaubt, sie scheint mir recht [...]“ (HKG 3/1, S. 186–188)

Coronas Ausführungen haben sehr wenig mit dem sakralen Stellenwert der Familie gemein, den man Stifter zumeist nachsagt. Denn sie versuchen die Trennung durch den Hinweis zu rechtfertigen, dass es der höchste sowie einzige Zweck der Ehe sei, Kinder zu zeugen. Obwohl die Erzählung in der Folge einiges unternimmt, diesen Grund als abwegig hinzustellen, ist er keineswegs abstrus, sobald man sich den zeitgenössischen Diskurs vor Augen führt. Zieht man das 1794 in Kraft getretene *Allgemeine Landrecht für die Preussischen Staaten* heran, das mit seinem vergleichsweise liberalen und streng weltlichen Scheidungsrecht

Vorreiterfunktion besitzt,³² so erweist sich Coronas Standpunkt jedenfalls als plausibel und folgerichtig. Nicht nur nimmt sie den ersten Paragraphen dieses Eherechts fast wörtlich auf, wonach lapidar dekretiert wird, dass „der Hauptzweck der Ehe [...] die Erzeugung und Erziehung der Kinder“ ist.³³ Auch kann Corona die juristische Institution der Ehe mit einem durch und durch biologischen Argument ausspielen, weil sich Kinderlosigkeit nach den preußischen Reformen im protestantischen Kontext um 1800 als Scheidungsgrund etabliert hat.³⁴ Damit ist hinlänglich belegt, dass die Protagonistin nicht „seltsam und falsch“ argumentiert, wie ihr immer wieder vorgehalten wird.³⁵ Vielmehr bezeugt ihre Rede die ungeheure Wirkung eines für die Moderne charakteristischen populationistischen Denkens.

Die Sozialwissenschaft des 19. Jahrhunderts entdeckt die Familie als einen der wichtigsten Gegenstände für die Bevölkerungspolitik.³⁶ Dabei setzen sich Überzeugungen durch, die sich fast eins zu eins in Coronas Rede wiederfinden. Nach Wilhelm Heinrich Riehls *Grundlage einer deutschen Socialpolitik* (1851–1869) etwa erfüllt sich die „Idee der Menschheit“ erst im Ehebund zwischen Mann und Frau.³⁷ Nachdem die Institution des ‚ganzen Hauses‘ zunehmend an Bedeutung verloren hat, ist der Kern aus Vater, Mutter und Kindern „der erste und engste Kreis, in welchen [sic] wir unser ganzes menschliches Wesen wiederfinden“.³⁸ Die Rede vom „Heiligthum“ der Familie, das auch Corona mehrfach beschwört, über-

³² Vgl. Dirk Blasius: Ehescheidung in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt/M.: S. Fischer 1992, S. 27–35.

³³ Vgl. Allgemeines Landrecht für die Preußischen Staaten von 1794. Hg. von Günther Bernert und Hans Hattenhauer. Berlin: Luchterhand 1994. Zweyter Theil, Erster Titel, § 1.

³⁴ In der Tat ist die Scheidung kinderloser Ehen bei gegenseitiger Einwilligung seit dem *Allgemeinen Preußischen Landrecht* möglich (Allgemeines Landrecht [Anm. 33], Zweyter Theil, Erster Titel, § 716: „Ganz kinderlose Ehen können auf den Grund gegenseitiger Einwilligung getrennt werden, sobald weder Leichtsinns oder Uebereilung, noch heimlicher Zwang von einer oder der anderen Seite zu besorgen ist“). Dahinter steht nicht nur die Idee einer neuen vertraglichen Dispositionsfreiheit des Individuums, sondern auch eine auf die Wohlfahrt des Staates gerichtete Bevölkerungspolitik (vgl. Carl Heinz Ratschow u. a.: Ehe/Eherecht/Ehescheidung. In: Gerhard Krause/Gerhard Müller [Hg.]: Theologische Realenzyklopädie. Bd. 9. Berlin/New York 1982, S. 347).

³⁵ Vgl. etwa Rehm: StifTERS Erzählung „Der Waldgänger“ (Anm. 2), S. 329.

³⁶ Vgl. hierzu Ulrich Kinzel: Ethische Projekte. Literatur und Selbstgestaltung im Kontext des Regierungsdenkens. Humboldt, Goethe, Stifter, Raabe. Frankfurt/M.: Vittorio Klostermann 2000, S. 356–359.

³⁷ Wilhelm Heinrich Riehl: Die Familie. Stuttgart: Cotta 1861, S. 142: „[...] die Menschheit ist erst im Bilde repräsentirt durch zwei Menschen, durch Mann und Weib, und wiederum nicht durch Mann und Weib in ihrer Vereinzelung, sondern in ihrer Verbindung der Ehe zur Familie“.

³⁸ Riehl: Die Familie (Anm. 37), S. 141 f.

setzt bei Riehl ausdrücklich den religiösen in einen „social[en] und politisch[en]“ Sinn.³⁹ Mit Lorenz von Steins *System der Staatswissenschaft* (1852) zum Beispiel wirkt diese Tendenz in der Vorstellung nach, dass die Familie „der lebendige Kern der ganzen Bevölkerung [ist], indem aus ihr die Vermehrung derselben hervorgeht und in sie die Verminderung zurückfällt“.⁴⁰ Albert Schäffle schließlich definiert den Ehebund pointiert als „Organ der Reproduktion der Bevölkerung“ oder als „Ernährungs- und Fortpflanzungseinheit“.⁴¹

Was angesichts solcher Ansätze bei Stifter zur Debatte steht, ist die nüchterne Reduktion der Familie auf deren reproduktive Funktion.⁴² Im Lichte dieser vorbildlosen Biologisierung des menschlichen Lebens erfüllt sich nicht nur das Wesen des Menschen und der Familie durch die Fortpflanzung. Coronas Worte sind auch von einem strengen Sinn bei der Definition eines ‚Kindes‘ bestimmt. Die Abwertung der Adoption gegenüber der natürlichen Zeugung ist wiederum der Wirkung moderner Lebensmacht geschuldet:

„[...] Und wenn du, wie du einmal gesagt hast, den Knaben des verstorbenen Zimmergesellen an Kindesstatt nimmst, so bedenke, daß angenommene Kinder keine eigenen sind. Wer eine Pflicht übernimmt, ohne die Grundlagen der Pflicht erzeugen zu können, der macht ebenfalls ein Mißverhältniß der Dinge, das sich in den Folgen rächt. Thue ihm Gutes, versorge ihn, aber verlange nicht, daß er dein Sohn sei. [...] Ein Kind, Georg, kannst Du nur auf dem Wege erhalten, den ich dir angegeben habe“. (HKG 3/1, S. 190 f.)

Es ist entscheidend zu sehen, dass aus Corona kein ungewöhnlich übersteigerter Kinderwunsch spricht, der mit der Liebe in einen unversöhnlichen Konflikt gerät. Als Sprachrohr und Agentin eines zeitgenössischen Diskurses, der in der Formierung der Familie den zentralen Stützpunkt sowie die Keimzelle der Sozialpolitik sieht, verfolgt Corona kein *privates*, sondern ein gesellschaftliches Anliegen.⁴³

³⁹ Riehl: Die Familie (Anm. 37), S. 143.

⁴⁰ Lorenz von Stein: *System der Staatswissenschaft*. Bd. 1: *System der Statistik, der Populationsstatistik und der Volkswirtschaftslehre*. Stuttgart/Tübingen: Cotta 1852, S. 94. Zitiert nach Kinzel: *Ethische Projekte* (Anm. 36), S. 357.

⁴¹ Albert Eberhard Schäffle: *Bau und Leben des socialen Körpers*. Tübingen: Laupp 1875–1878. Bd. 3, S. 1, 37. Zitiert nach Kinzel: *Ethische Projekte* (Anm. 36), S. 357, S. 361.

⁴² Bei aller Gewichtung des Fortpflanzungstrieb, die zeitgleich bei Malthus und seinen Anhängern die Befürchtung vor Überbevölkerung hervorgerufen hat, wird die moralische Freiheit des Menschen in den Werken Riehls, von Steins oder Schäffles jedoch keineswegs in Abrede gestellt, sondern durchaus berücksichtigt – freilich als „Komponente der Bevölkerungsdynamik“ (vgl. Kinzel: *Ethische Projekte* [Anm. 36], S. 358).

⁴³ Dies entspricht durchaus der Funktion, die der Frau im 19. Jahrhundert zukommt und die den weiblichen Rückzug ins Private mit der Aufgabe zur Vermittlung politischer Praktiken und Diskurse verbindet (vgl. Kinzel: *Ethische Projekte* [Anm. 36], S. 363).

Für den Fortlauf der Erzählung ist zu beachten, dass dieses Projekt bei aller Fraglichkeit für das Handeln der Figuren bestimmend bleibt.

Zwar will es auf den ersten Blick so scheinen, als ob Georg eine Gegenposition einnehmen würde, denn der Ehemann bezweifelt durchaus das Rechtmäßige an Coronas Entschluss, obwohl er zuletzt in die Scheidung einwilligt. Auch der Erzähler verurteilt die einvernehmliche Trennung mit ungewohnter Deutlichkeit. Zum einen gibt er dies indirekt zu erkennen, indem er Georg erneut heiraten und Vater von zwei Kindern werden lässt, während Corona es nicht vermag, ihre Worte in die Tat umzusetzen, wie sie viele Jahre später bei einem zufälligen Wiedersehen unter Tränen gestehen muss. Zum anderen schließt der Erzähler mit dem ausdrücklichen Urteil, dass die beiden Eheleute geirrt haben und statt mit Kindern besser mit der „Wärme ihrer Herzen“ (HKG 3/1, S. 201) vor Gott getreten wären. Doch ist dieses metaphysisch ausgerichtete Ende in der Erzählung mehrfach relativiert. Denn bei genauerer Betrachtung des Textes muss auffallen, dass Georg den weltlichen Argumenten seiner Ehefrau weit über die Einwilligung zur Scheidung hinaus Folge leistet und der biologischen Kodierung der Konzepte ‚Familie‘ und ‚Kind‘ nicht widerspricht. Zum einen setzt er die Anweisungen Coronas geradezu schülerhaft um, indem er nach der Trennung eine zweckmäßige Vereinigung eingeht und Kinder zeugt. Nachdem seine zweite Frau stirbt und die beiden Söhne in die Welt aufbrechen, ohne die Verbindung zum völlig vereinsamten Vater aufrechtzuerhalten, gehorcht Georg den Vorgaben Coronas zum anderen aber auch insofern, als er die Erziehung des Hegerknaben übernimmt. Obwohl es den Anschein haben könnte, dass der Waldgänger den Jungen an Kindes statt nimmt, um dadurch den familiären Zerfall zu kompensieren, betrachtet Georg den Kleinen betont nicht als eigenes, sondern als fremdes Kind. So hat er die Lehre Coronas angenommen, dass kein adoptierter Sohn einen leiblichen ersetzen kann.

Aus dieser Perspektive betrachtet, ist auch Georgs Bildungsarbeit in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung zu verstehen. Mit dem Waldgänger rückt der Text eine Figur in den Vordergrund, die im Einvernehmen mit den politischen Zielen des Autors die Sorge um den gesellschaftlichen Einschluss aller Individuen teilt. Georg versucht das zu leisten, was die Hegersfamilie nicht von allein vermag, nämlich die Menschen am Rande des Sozialen durch Bildung in eine moderne Gesellschaft zu integrieren und für die Gemeinschaft gleichsam zu ‚retten‘.

Der Waldgänger ist die erste Erzählung in Stifters Werk, die das Motiv der Kinderrettung ins Spiel bringt. Wenn Corona auf den naturwüchsigen Trieb verweist, „in der Gefahr das eigene Leben dahin [zu] werfen, um das der Kinder zu retten“ (HKG 3/1, S. 187), dann ist es ausschlaggebend festzuhalten, dass der Instinkt, durch den Eltern das eigene Leben zu opfern bereit sind, damit sie dasjenige ihrer Sprösslinge schützen können, auf eine argumentative Ebene mit

der Pflicht zur Fortpflanzung gerückt wird. Vor dem Hintergrund dieses bedeutsamen Zusammenhangs erhält die Semantik von ‚Rettung‘ bei Stifter eine genuin moderne Prägung. Das Konzept bezieht sich nicht auf die herkömmlich theologische Dimension einer seelischen Erlösung, sondern betrifft ausschließlich das physische Dasein und Fortleben des Menschen.⁴⁴ Indem die Kinderrettung im Rahmen eines populationistischen Arguments eingeführt wird, macht die Erzählung deutlich, dass nicht nur Zeugung und Fortpflanzung im Dienst einer Vermehrung der Bevölkerung stehen. Auch die Kinderrettung untersteht in einem basalen Sinn dem Prinzip der Lebenserhaltung, und zwar im Angesicht eines allgegenwärtigen Todesrisikos, dessen Minimierung zu den zentralen Aufgaben der säkularen Moderne gehört. So schließt Stifter an das seit Ende des 18. Jahrhunderts zu verzeichnende Aufkommen einer umfassenden Rettungspolitik an. Mit dem exklusiven Ziel, das ehemals Wundersame der Rettung kalkulierbar zu machen und das leibliche Wohl der Bürger wann immer möglich sicherzustellen, sprießen nicht nur „Rettungsgesellschaften“ aus dem Boden und werden allenthalben Verordnungen zur „Errettung verunglückter Personen“ erlassen, mit dem Effekt, dass sich im Zuge des 19. Jahrhunderts ein breit gefächertes „Rettungswesen“ etabliert.⁴⁵ Das Anliegen, das Leben zum Zwecke der Vermehrung um jeden Preis zu schützen, erstreckt sich über die Maßnahmen gegen unmittelbare Bedrohungen aber auch auf Einrichtungen mit prophylaktischer Funktion. In diesem Sinn erwähnt etwa Wilhelm Riehl die seit 1800 rasch anwachsende Zahl von „Rettungshäusern“, die dazu dienen, „nicht bloß Waisenkinder, sondern überhaupt familienlose Kinder, Kinder welche ‚hinter den Hecken jung geworden‘ sind“, aufzunehmen und durch Erziehung für die (Wieder-)Eingliederung in die Gesellschaft vorzubereiten.⁴⁶ So laufen Coronas Eintreten für das Prinzip der Fortpflanzung und Georgs Bildung des ‚hinter den Hecken‘ aufgewachsenen Hegerknaben im Motiv der Kinderrettung zusammen, indem sie die unbedingte Sorge um das biologische Fortleben *aller* Individuen teilen – um den Preis auch, dass das private Glück dabei auf der Strecke bleibt.

⁴⁴ Zur soteriologischen Tradition des Rettungsbegriffs vgl. Reinhold F. Gleis/Stephanie Natzel/Rolf Tiedemann: *Rettung*. In: Joachim Ritter und Karlfried Gründer (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Bd. 8. Basel: Schwabe 1992, S. 932–941.

⁴⁵ Vgl. hierzu grundlegend Johannes F. Lehmann: *Rettung bei Kleist*. In: Nicolas Pethes (Hg.): *Ausnahmezustand der Literatur. Neue Lektüre zu Heinrich von Kleist*. Göttingen: Wallstein 2011, S. 249–269, hier S. 258 f. Für den Zusammenhang von Biopolitik und Rettung vgl. ferner Johannes F. Lehmann/Hubert Thüning (Hg.): *Rettung und Erlösung. Politisches Heil in der Moderne*. München: Fink 2015.

⁴⁶ Vgl. Riehl: *Die Familie* (Anm. 37), S. 164.

Freilich beschränkt sich *Der Waldgänger* darauf, die Rettung der Kinder zu thematisieren, ohne die herkömmlichen Unglücks- und Katastrophenszenarien auszumalen. Doch weist die Hoffnung, dass der Hegerknabe durch Bildung zum nützlichen Mitglied der Gesellschaft wird und gleichsam im Raum der Kultur sichergestellt ist, noch bevor die Gefahren tatsächlich eintreten, auf eine präventive Logik von Stifters Erziehungsgeschichten. Demgemäß ist *Der Waldgänger* als Prätext zu den kurz danach entstandenen Erzählungen *Bunte Steine* lesbar, die durchweg auf die mehr oder weniger wundersame Rettung von bedrohten Kindern konzentriert sind. Stellt man diese Texte in die lange Tradition der ‚Kinder-Unglücksgeschichte‘, dann zeigt sich, dass sie von der vormodernen Version dieser Gattung Abschied genommen haben und im Sinne der aufgeklärten Pädagogik ein propädeutisches Ziel verfolgen.⁴⁷ Stifters zurückhaltende Mentoren, wie etwa die Großeltern in *Granit* und *Bergkristall* oder der Priester in *Kalkstein*, sind die modernen Schutzheiligen, die keine Wunder mehr versprechen und stattdessen darauf bauen, dass sich die Kinder durch Erziehung und durch warnende Erzählungen vor Irrtümern und Gefahren zu schützen lernen. Auch wo Stifter mit den Konnotationen einer metaphysischen Heilsgeschichte spielt, wie dies in der zuerst unter dem Titel *Der heilige Abend* erschienenen Erzählung *Bergkristall* prägnant der Fall ist, können die Kinder nicht auf ein rettendes Weihnachtsmysterium vertrauen, wissen sie doch, dass es „kein Jenseits“ gibt.⁴⁸ Vielmehr offenbart das Geschick der beiden Geschwister, die in einen Schneesturm geraten, dabei hoffnungslos die Orientierung verlieren und die Katastrophe in den eisigen Berghöhen nur dank der klugen Dosierung der Kaffeereserven überleben, dass Stifters Kinder mit einer unvermeidlichen Verlassenheit zurechtkommen und sich im Grunde selbst retten müssen.

⁴⁷ Zur Gattung der ‚Kinder-Unglücksgeschichte‘ im Übergang von der Vormoderne bis in die Zeit der Aufklärung vgl. Dieter Richter: *Das fremde Kind. Zur Entstehung der Kindheitsbilder des bürgerlichen Zeitalters*. Frankfurt/M.: S. Fischer 1987, S. 41–136.

⁴⁸ Adalbert Stifter: *Bergkristall*. In: A.S.: *Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe*. Hg. von Alfred Doppler und Wolfgang Frühwald, seit 2001 von Alfred Doppler und Hartmut Laufhütte. Stuttgart: Kohlhammer 1982, Bd. 2/2, S. 220. Vgl. für die kritische Auseinandersetzung mit den metaphysischen Interpretationen von Stifters Weihnachtsgeschichte Begemann: *Die Welt der Zeichen* (Anm. 19), S. 317–320.